II. Jahr. Heft 5.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Verfall IV (Schluß) / Hugo Neugebauer: Das Muschellied / Hans Kiene: Spätsaat (Schluß) / Ludwig Seifert: August / Bernh. Jülg: Grotesken (Der Piccolo. Die Teuerung) / Hartmann: Brixner Chronik VII / Benedikt: Innsbrucker Kunstschau VII / Karikaturenfolge 29: Max von Esterle: Bildhauer Zeiller.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. August 1911. Heft 5.

Verfall / von Carl Dallago.

(Schluß)

Man putzt heute jedes Unternehmen heraus, indem man es wissenschaftlich sein läßt. Jede Tageszeitung übt bereits diese Art Heiligung. Wissenschaftlich: — ich denke, wenn man einem Ding das Leben und die Wahrheit nimmt, gerät es in wissenschaftliche Verfassung. Und was für fatalen Beigeschmack hat eine Zeit, die die Dinge erst genießbar findet, wenn sie wissenschaftlich zubereitet sind. Der Unzeitgemäße freilich verspürt an solcher Kost und solchen Kostgängern nur den Verfallsgeruch.

So ein Verfallsgeruch kam auf mich von den Schriften der Herren August und Ernst Horneffer über Nietzsche. Was die beiden Brüder eint, ist Feindseligkeit gegen das Nietzsche-Archiv. Mich bedünkt aber: Ein Affekt der Abneigung, privater Erfahrung entsprossen, als Ansporn taugt schlecht für wissenschaftliche Arbeit. Er verleiht dem Unternehmen den trüben Glanz der Fragwürdigkeit. Auf mich wenigstens machten die Schriften diesen trübglänzenden Eindruck.

Was soll die breit getretene Verdächtigung, daß Frau Förster-Nietzsche sich durchaus nicht eigne als Herausgeberin des Nachlasses ihres großen Bruders? Wären die Herren Horneffer dafür vielleicht tauglicher? Sie selber lassen diese Idee stark durchblicken. Aber ihre Ausführungen befürworten mir ihre Eignung weniger.

Was Herr August Horneffer in „Nietzsche als Moralist und Schriftsteller" gibt, ist Kleinkrämerei besseren Stils. Daß es „wissenschaftlich" ist, will ich gern einräumen; es bringt keine Rangerhöhung diesem Begriffe. Auch wo Nietzsche gelobt und gefeiert wird, hat man

nicht recht seine Freude daran. Lob und Feier sind zu wissenschaftlich ausgelöst. Es spricht auch aus ihnen zu sehr die hohe Meinung des Wissenschaftlers von sich selber. Und zuletzt wird zu deutlich zu verstehen gegeben, daß auch Entartungsformen für die Wissenschaft von großem Interesse sind. Ja: „daß gewisse Entartungsformen mit außerordentlichen Leistungen" abzuwechseln scheinen.

Ich konstatiere hier die Verfallenheit der Perspektive, nicht ihre Unrichtigkeit. Doch denke ich, natürlicher schaue sich: daß außerordentliche Leistungen zuweilen zu Entartungen führen: — zu Erschöpfungen mit krankhaften Begleiterscheinungen bis zum Zusammenbruch. Der ausgezeichnete Essay Spitteler's „Die Persönlichkeit des Dichters" ist auf ähnliches Schauen eingestellt. Es spräche noch dafür, daß Nur-Intellektmenschen, Gelehrte und Wissenschaftler solchen Entartungsformen kaum ausgesetzt sind. — Aber wo ein „Wissenschaftler" am Werke ist, zäumt er alles von hinten auf. Wenn man so einen hört, muß man es immer bedauern, daß er zu spät zur Sache gekommen ist. Sonst wäre sicher alles besser geworden. So möchte man auch Nietzsche bedauern, daß er nicht rechtzeitig seinen Lehrmeister gefunden hat. Der hätte ihm sagen können wie Herr August Horneffer: das, was Nietzsche unter Immoralist verstehe, wäre Moralist zu nennen und es sei nach den französischen Vorbildern La Bruyère und La Rochefoucauld. Er hätte ihm gesagt in Bezug auf die fein geschliffenen Aussprüche: er wetteifre „in Bonmots mit den feinen Franzosen"; — er überwinde „seine schwere feierliche Natur." Und dann wieder: Er zwinge „sein Naturell nicht, niemand vermag das", — er erreiche nur, „daß man ihn eitel und kokett" nenne; — er entlehne Vieles von Lichtenberg, „nicht nur Gedanken, auch Einzelheiten." — Und dann wieder: „La Rochefoucauld — — wie scharf sieht auch er das Mannigfaltigste, das Fernliegendste! Ganz ähnlich Lichtenberg; er ist ein untrüglicher Beobachter. Von alledem" fände man nichts bei ihm. Und Goethe hätte es so gemacht und La Bruyère so und der und der so. „Aber wie eng, wie unerlaubt subjektiv" sei seine Psychologie!

Das und noch mehr hätte Herr Horneffer Nietzsche zu sagen gewußt. Dies soviele Zusagen-Wissen bringt es mit sich, daß unser

einer das einzige Kapitel „die Arbeitsweise" erquicklich findet. Es berichtet gut von der Art, wie Nietzsche zu arbeiten pflegte, die man freilich schon aus seinen Werken entnehmen kann. Und auch hier erkennt Herr Horneffer nicht, daß es das eminent Bedeutendere ist, seinen Eingebungen zu unterliegen, ohne erst ein intellektisches Einteilen vorzunehmen. Gegen Ende der Schrift meint ihr Verfasser noch vom Stil Nietzsches, daß er einen „ebenso anziehenden wie gefährlichen Charakter" habe.

Das stimmt gewiß; nur muß man das Gefährliche eben im Anziehenden suchen, wie es immer der Fall ist. Ein edler Wein ist gefährlich — ein schönes Weib noch mehr — die große Gesundheit vielleicht das Gefährlichste: alles Dinge, die unter Umständen ein ungeheuer Wohltuendes an sich haben. Ihre Gefährlichkeit liegt eben in der Gewalt ihres Wohltuns. Es verlangt ein Maß von Verständnis und von Kraft vom Genießenden. Aber den Stil als solchen berührt das nicht. Wie ja auch die Köstlichkeit eines Weines — oder die Schönheit eines Weibes — oder der Überfluß der Gesundheit nicht berührt wird von vertrunkenen — von verlebten — von gebrochenen Menschen.

Die Herren Brüder Horneffer sind im Grunde Nietzsche nicht zugetan. Dafür spricht auch der Umstand, daß sie Nietzsche wissenschaftlich und sozial der Menge vermitteln wollen. Nietzsches Schaffen ist aber nicht wissenschaftlich und noch weniger sozial. Es ist der spekulative Intellekt, der solche Verehrer an Nietzsche herantreten läßt, die sein Werk ihren Absichten unterordnen möchten. Das Wesentlichste von Nietzsches Schaffen ist solchen Absichten des Verfalls nicht dienstbar zu machen. Es ist etwas, das sich nicht allgemein machen läßt, ohne vorher seinen Verfall anstreben zu wollen. Die wissenschaftliche und soziale Art der Herren Horneffer dürfte dies freilich nicht erkennen noch anerkennen; es entzöge ihr auch die Gelegenheit, ihr wissenschaftliches Pathos an den Mann zu bringen. Diese Art bedarf zu sehr des großen Publikums als Resonanzboden, wenn sie „für unser Deutschland mit besonderem Nachdruck" zu fordern hat, wie jüngst Herr Ernst Horneffer: „Wir brauchen eine Religion im Sinne

der Gebundenheit an eine Weltanschauung, die alle Glieder eines Volkes einigt, als Gegengewicht gegen das Zersetzende, Chaotische individualistischer Anarchie." —

Die Forderung einer Gebundenheit an eine Weltanschauung: — riecht das nicht stark nach Dogma? Da sei nochmals bezweifelt, ob das wissenschaftliche besser wäre als das kirchliche! Und die Einigung von allen Gliedern eines Volkes gegen den Einzelnen? Welch faule Tapferkeit da gepredigt wird! Wie die Instinkte der Menge hervorgeholt werden gegen die Instinkte des Menschen! Es ist der morsche Blick des Verfalls, der sich nach solcher Einigung umsieht. Der Blick des Wachstums schaut sich nur nach Befreiung um und findet in ihr alle Einigung. Denn Einigenderes als jedes Dogma — Bindenderes als jede Weltanschauung lebt von jeher in jedem Menschen. Darum: nur Menschen brauchen wir!

* * *

Der Zug gegen das Individualistische weht von überall her auf uns ein. Er geht Hand in Hand mit der Intellektualisierung unsres Volkes und unsrer Zeit. Er zeugt am besten für die Nähe des allgemeinen Verfalls. Schon treten „künstlerische" Unternehmungen ködernd an das Publikum heran mit der Versicherung ihrer Abneigung „gegen die manirierten und schwerverständlichen Exzesse eines tyrannischen Subjektivismus", wie sie sich süßlich breiig ausdrücken. In Wahrheit verbirgt sich darunter die tückische Abneigung der Mittelmäßigkeit gegen alle Überlegenheit. Denn die Überlegenheit ist immer Subjektivismus. Was sollte sie auch anderes sein als eine Kraft, die auf sich selber ruht — die in sich selbst verankert ist und die den Menschen nötiger ist als alles, weil sie erst die Menschwerdung ermöglicht. Aber der Mensch, das ist eben das Gefährlichste — das Unwillkommenste! Er macht so vieles überflüssig von all dem mit lautem Pomp und Aufwand Errungenen. Er macht so viele Wichtigtuerei — soviele falsche Würde entbehrlich — ja noch mehr als entbehrlich. Wer möchte sich das gefallen lassen? — Wozu wäre der Intellekt da, wenn nicht, um sich als Gemein- und Staatswohl aufzuführen; oder: wenn man selber Staat oder sein Vertreter ist, um sich als Volkswohl aufzu-

führen; oder: wenn man selber Kirche oder ihr Vertreter ist, um sich als Seelenwohl aufzuführen. Man wundert sich nur, wie dicht man überall von Wohl-Tätern und Wohl-Vertretern umrankt ist und wie unwohl sich alles dabei fühlt, wo überhaupt noch gefühlt wird. Nur der subjektive Mensch, sein offener Hang nach sich selber — nach Eigenwohl gilt überall als unerlaubt. Die Kunstmacher wollen ihn nicht, weil er zeigt, daß Kunst nicht zu machen ist; das Publikum will ihn nicht, weil es sich in ihm zu wenig untergebracht sieht; die Fürsten wollen ihn nicht, weil er nur sich selber dient und nachgeht; die Wissenschaft will ihn nicht, weil seine lebendige Kraft unwissenschaftlich ist. Überall scheut man ihn als etwas, das zuletzt noch ein Beispiel gibt, wie man mit sich allein trotz allem zu seinem Glücke kommt. Was aber wäre das für ein Ausfall am Gemeinwohl — am Staatswohl — am Volkswohl — am Seelenwohl! — —

Wenn die geistigen Ackergründe eines Volkes derartig bestellt werden, kann vom Ertrag nicht mehr viel zu erwarten sein. Und doch wird die Bestellung des Bodens noch immer schlechter. Daß das Individualistische angefeindet wird, ist lange nicht das Schlimmste. Schlimmer ist es, seine hebende Macht nicht mehr wahrzunehmen. Und das Ärgste: man versucht bereits größte Individualitäten zu leugnen. Es ist die letzte Stufe zum inneren Ruin eines Volkes. Ist der einmal da, wird auch der äußere nicht mehr lange auf sich warten lassen, mag der Stand der Dinge uns heute auch Besseres vortäuschen.

Was deutsche Gelehrte in der allerletzten Zeit ausgebrütet haben, wäre nicht zu glauben, wenn es nicht gedruckt vorläge: so stark riecht der Verfall aus den ausgebrüteten Dingen. Da ist vor allem Arthur Drews mit seiner „Christusmythe", die beweisen soll, daß Jesus nie gelebt habe. Derartiges wird immer vereint unternommen. So stehen auch Drews verwandte Geister zur Seite, darunter natürlich Engländer, die immer da sind, wo der Intellekt den Verfall einleitet. Ich halte mich an Drews, als den heutigen Häuptling an der Sache, deutscherseits wenigstens.

Wenn ich in seinem Buche „Die Christusmythe" lese an beliebiger Stelle, kann ich nur staunen über die Kleinlichkeit der Argumente,

die man gegen eine so große Sache ins Treffen zu führen wagt. Das Zitierte wie das Erläuternde: alles schleppt sich so schwachbeinig hin und die fortwährende Zuhilfenahme von Anmerkungen sieht sich an wie ein Sichstützen auf Krücken. Schon das erste Kapitel „der vorchristliche Jesus" spricht mir gegen das Drews'sche Vorhaben. Es zitiert gleich zu Beginn den römischen Philosophen Seneca, dessen Hauptlebenszeit mehr als die Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christo ausfüllt. Es erlaubt zu schließen, daß sein Gesagtes erst nach dem Tode Jesu entstanden ist, — ja daß es vielleicht auf dunkle Kunde über Jesu Persönlichkeit zurückzuführen sei, die zu Seneca gedrungen und geholfen habe, in ihm „das Idealbild des großen und guten Menschen" auszulösen. Jedenfalls ist es untunlich, dies „Idealbild" Seneca's als Beleg für einen vorchristlichen Jesus auszuspielen.

Ein ähnlich Untunliches zieht sich durch das ganze Werk. Man möchte oft und oft der Gewalt wehren, der zitierte Stellen, die der Existenz Jesu das Wort reden, verfallen, bis sie sich fügen, gegen diese Existenz zu zeugen. So besonders in den Kapiteln „Der paulinische Jesus" und „Der evangelische Jesus". Man wird schließlich belehrt: Diese Menschen, die Evangelisten und Paulus, schrieben — trotz ihrer Schlichtheit und Innigkeit — nicht, um etwas mitzuteilen, sondern um etwas zu verbergen. Dies aufzufinden war erst einem entwickelten Intellekt nach nahezu zweitausend Jahren beschieden. So beweist sich doch zugleich die außerordentliche Findigkeit und Entwicklungshöhe dieses Intellekts. Man erkennt nun, was ich dem Buche von Drews entnehme: Ein Intellekt will sich beweisen. Diese Beweisführung widerlegen wollen, hieße dem Verfall weiteren Platz einräumen.

Was ich hier aufdecken will, ist: daß eine Arbeit, wie sie „die Christusmythe" darstellt, nur der Verfall am Menschen zu vollbringen imstande ist. Arthur Drews und seine Genossen sind Dekadenten, und zwar typische Dekadenten: ihr Verfall wird wiedrum Verfall zeitigen. Freilich kommen sie nur dort zur Wirkung, wo der Verfall bereits vorbereitet ist. Wie ja jeder Same seinen entsprechenden Boden verlangt.

Ich kenne Arthur Drews aus einem Bilde eines Verlagskatalogs.

Es zeigt ihn mir in seiner starken Wohlbehäbigkeit mit dickem Gesichte und massiger, doch unschöpferischer Stirn, die wohl für ein Unterbringen toter Dinge — aber kaum für ein Hervorbringen fruchtbarer Gedanken sich eignen mag. Die Züge zeigen nichts Besonderes, die Augen haben nichts Seherisches. Ich frage hier als Psychologe wie als Physiologe — was ja in einem vereint sein muß —: Verspricht so ein Aussehen der Persönlichkeit Jesu gerecht zu werden? — Das Gesicht dieses Jesusforschers zeigt vielleicht die Fähigkeit auf zur emsigen sitzenden Arbeit, vom bestimmten Wollen geleitet. Sein Buch stellt sich mir harmonisch zu diesem Eindruck. Es ist Bienenfleiß darin, ein andauerndes, emsiges Zusammentragen. Aber es ist nicht Sinnen- und Trieb-Leben wie bei den Bienen; es ist intellektisches Wollen. Das Gesammelte ist auch nicht Honig, weder dem Stil noch dem Gehalt nach. Es ist totes Geräte, und wo es noch ein Lebendiges ist, wie zuweilen das Zitierte, wird damit so verfahren, daß es bald ein Leben aushaucht. Dafür ist der Sammler der Intellekt. Der hat sich seine Aufgabe gestellt und das ganze Trachten des ganzen Menschen, der dahinter steht, wird Bedienung des Intellekts wie das Tun eines Arbeiters Bedienung der Maschine. Der Intellekt arbeitet auch wie eine solche und ruht erst, wenn er seine Aufgabe gelöst wähnt. Drews stellte sich die Aufgabe: die Existenz des größten Individualisten der von uns übersehbaren Zeiten auszulöschen. Sein Intellekt findet dabei höchstens: es war doch ein jähes Leben. — Er ist sich nicht bewußt, was der Menschennatur verloren geht durch das Auslöschen solcher eltenster Menschen. Er ist sich nicht bewußt, was es für den Menschen immer wieder und somit für die ganze Zukunft bedeutet, daß so ein Mensch gelebt hat. Er glaubt, ihn durch Ideen ersetzen zu können: es macht am Menschen Drews den Verfall aus.

Ich gehe nun weiter.

Es ist natürlich, daß auch höchstes Menschentum wie ein Ereignis mit der Zeit verblaßt. Auch die zeitliche Entfernung legt ihre Schleier. Je weiter nun so ein Menschentum als Ereignis von einem fortrückt, umso leichter wird es auch, es zu leugnen. Für seine Authentizität aber sind die weiter Fortstehenden auch viel weniger belangvoll als

die Näherstehenden. Und wenn Menschen unsrer Zeit das bereits neunzehnhundertjährige Vorkommen, daß Jesus lebte, abstreiten wollen, so ist dies viel weniger ernst und wichtig zu nehmen als das Sich-Aussprechen von Näherstehenden über dasselbe Vorkommnis. Nun findet sich bis in die Nähe unsrer Zeit kein Mensch von Belang, der Gründe aufgebracht hätte, die einstige Existenz Jesu zu bezweifeln. Wenn zeitweilig die kaum faßbare Erhabenheit der Persönlichkeit Jesu in manchem Menschen einen Zweifel an dieser Persönlichkeit aufkommen ließ, so sagt dies doch nur von der Beschaffenheit jener Menschen aus und nichts gegen die Existenz Jesu. So mögen auch Päpste und andere Kirchenfürsten, deren allzu weltlichen Machtgelüsten das Wesen Jesu gegen den Strich ging, derartigen Zweifel genährt haben. Man erkennt die Ursache: es ist dieselbe, die der römischen Kirche einen Jesus nur als Gott und nicht als Menschen brauchbar macht. — Je näher wir aber zeitlich zur Begebenheit vorrücken, umso fester umrissen zeichnet sie sich auch vor uns ab. Erst mit David Friedrich Strauß scheint deutsches Forschertum den ersten Zweifel an Jesu Persönlichkeit andeutend darzutun. Ist Strauß so wichtig zu nehmen? Er schrieb gewiß zuweilen mangelhaft: Nietzsche hat es an Beispielen klar aufgezeigt. Er wird auch mangelhaft gedacht haben! Er versagt auch völlig vor dem Begriff Natur. Fast möchte ich seiner Jesus-Forschung hinzufügen: Es ist ein Zug des freisinnigen Philisters, etwas gleich völlig aufzugeben, weil es als Gott nicht zu halten ist. —

Und Kalthoff ist ein Unentschiedenes. Ich habe mich im „Jesus"-Kapitel meines Werkes „Das Buch der Unsicherheiten", gegen seine Idee ausgesprochen. Vielleicht unnötig. Seine Annahme ist wie eine tote Blüte; er kam gar nicht dazu, sie mit seinem Menschentum auszufüllen. In ihm scheint mir ein Kampf rege — der Kampf gegen den Verfall. Der lauerte in ihm und träufelte in sein redliches Menschentum den zersetzenden Saft des Intellekts.

In Arthur Drews kämpft der Verfall nicht mehr. Als ein Opfer des Intellekts braucht Drews dem Intellekt nicht mehr Opfer zu bringen, was er so sehr scheut. Er steht als Dekadent gewiß weit

voran einem Strauß und Kalthoff, wenn er ihnen auch sonst nachsteht. Mir scheint er den intellektischen Dutzendmenschen sehr ähnlich, höchstens von größerer Arbeitsenergie. Am Grunde seines Tuns verspür ich das Nichtglauben-Können an einen Menschen, der wie Jesus war. Es macht ihm „peinlichen Eindruck", „Jesus zu einem Einzigartigen aufzubauschen." Es mag ihn bedrücken. So bedrückt vielleicht Pfahlbürger das Heroische — Anmaßende das Überlegene — innerlich Machtlose die innere Übermacht. Da hascht man nach allem, was für die niemalige Existenz eines solchen unfaßbar überlegenen Menschentums zeugen könnte, um es ja von sich abzutun. Dies Vonsichabtun wird einem Bedürfnis — wird einem Befreiung. Es besagt: daß in einem Verfall ist.

Und es streut Verfall aus, wohin es langt und wo es genügend verwandt empfunden wird. Das mag oft genug sein bei Markt und Menge; denn es hilft etwas abtun, was man in sich selber niemals aufbringt: das große Individualistische, das jedem Mythus zugrunde liegt. Es ist zuweilen schöpferisch wie ein Gott. Nun macht man es tot. Man nimmt in unglaublichster Weise seine Entstehung aus dem Mythus an und verteilt es unter die Massen. Auf das Sammeln und Zusammenstellen zu einem Idealbilde käme es künftig nur mehr an. Es entfernt das Schöpferische von dem lästigen subjektiven Menschen und rückt das Entstehen alles Großen in den Machtbezirk der Menge. Welch ein Fortschritt! — Zuerst der Mythus, dann die Köpfe der Übervielen, in denen er umgeht, und endlich das große Idealbild der Schöpfermacht der Menge entsprossen. — Damit ist etwas gesät, das sicher alle Tiefen mit Verfallsschutt ausfüllen wird. . . .

Abschließend sei noch erwähnt, woran die Wahrnehmung meiner Sinne tastet. Ich wittere eine geschlechtliche Armut in allen den Menschen, die vom Intellekt unterjocht sind. Diese Armut ist innerlich und unabhängig von der äußerlichen Lebensführung; es läßt sich auch das Geschlechtsleben veräußerlichen. Es ist eigentlich schon überall veräußerlicht, wo es sich gesetzmäßig und gewohnheitsmäßig abwickelt. Die wahren Kräfte und Stürme des Geschlechtlichen unterwerfen sich

nicht derartiger Zähmung und Schulung. In allen schöpferischen Menschen fühlt man dies auch umgehen. Den unschöpferischen Menschen aber: den Stubengelehrten und Wissenschaftlern, den zusammentragenden Forschern und rein intellektischen Schriftstellern bleibt es ewig ein Fremdes. Sie wissen auch nichts von den eigentlichen Taten der Kraft, die ins seelische Gebiet hineingreifen und die gerade starken Geschlechtsmenschen eignen, indem sie oft dazu kommen, eine Macht auszuüben, darüber sie sich selber verwundern. Jeder große Künstler zeugt für diese Macht mit seinem Werke, ist es doch der Sproß seiner geschlechtlichen Kräfte, die ganz in Liebe zu diesem Werke aufgegangen sind. Diese Liebe verträgt auch keine Seitensprünge. Die großen Künstler sind immer die am wenigsten ausschweifenden Menschen. Schon die innerlich wache Art ihres Liebeslebens läßt die Bezeichnung ausschweifend nicht zu. Doch auch nicht selten finden größte Künstler mit dem Wachstum ihres Schaffens in ihm ihren einzigen Liebesgenuß. Dann regt sich im Werke umsomehr die Kraft des Samens ihrer Mannheit. So verspür ich diese Kraft besonders auch in Nietzsches Schaffen.

Aber es wäre noch ein Höheres zu denken: Das machtvolle Wesen eines ungemein wohlgearteten Menschen, dessen Geschlecht ganz Seele geworden ist. Und daß so einer seine ganze Liebe über Dasein und Menschen ausgießt. Sein Leben selber, sein Kunstschaffen: das beständige Ausfließen seiner Liebe — sein Liebesgenuß. Seine Taten der Kraft, die Taten des ganz Seele gewordenen Geschlechts — der ganz Inbrunst gewordenen Brunst. So völlig geschlechtsfrei dastehend in seinem ganzen Tun und Lassen — durch inneres Wachstum — dnrch innere Wandlung. Ein solches Leben müßte sich seiner Wirkung nach den meisten Menschen gegenüber wie lauter Wunder ausnehmen.

Ein solcher Mensch in eine Landschaft gestellt, die sehr südlich ist und dem Leben sehr geringe Bedürfnisse auferlegt, — die vielleicht einen Trunk klaren Wassers und Früchte und den Schatten eines Baumes zu den wertvollsten Gaben für die Wohlfahrt des Leibes macht. Das ließe sich gut denken! — Damit aber wäre bereits alles Nötige gegeben, die Existenz eines Jesus glaubhaft zu machen.

Wir haben seine einstige Existenz auch nie angezweifelt. Woran wir immer noch zweifeln möchten, trotzdem wir es hörten, ist, daß der intellektische Verfall so sehr einreißen könnte, aus dem Mythus — aus den Ideen und Bräuchen einer Menge — aus der Zusammensetzung eines Idealbildes eine Persönlichkeit wie Jesus herleiten zu wollen. Wir, die wir wissen, daß das Höchste und Wunderbarste der Wirklichkeit entnommen ist — und daß das Ideale dort entsteht, wo die Wirklichkeit verfällt, kennen auch die leichte Verwehbarkeit aller Idealbilder. Wo Jesus als Persönlichkeit gefallen ist, wird auch bald wie Staub verwehen, was man von ihm zu retten glaubte für das religiöse Bedürfnis des Menschen. Der Intellekt will hier nur trügerisch vermitteln. Er ist nie imstande, eine Leere auszufüllen, die dort entsteht, wo eine Persönlichkeit eingeht — wo er sich dafür herrisch einnistet und eine Individualität durch Ideen ersetzen will.

Wir folgern weiter: Es ist nichts mehr sicher vor ihm. Er gleicht einer Meute, die auf große uns überlieferte Leben Jagd macht, um sie auszutilgen und selber ihren Platz einzunehmen. Wenn dies mit einem Jesus gelingt, wird es mit Anderen noch viel eher gelingen. Schon häuft man immer mehr Staub und Schutt auch um Shakespeare. Er wird bald kaum mehr erkenntlich sein und sein Werk wird sich vielleicht ins Graue einer Vielheit verlieren. Dann mag die Reihe an Andere kommen. Mit der Zeit vielleicht an Dante — an Goethe. Vor der blind zersetzenden Findigkeit des Intellekts verfällt alles. Er zeigt sich, wo er herrschend geworden, als der eigentliche Sündenfall eines Volkes. Er breitet sich wie ein Fluch in des Volkes Wachstum hinein und vernichtet ihm die schönsten Blüten. Es führt zum völligen Nihilismns.

Bis dahin aber ist für das deutsche Volk vielleicht schon wieder Ersatz gefunden. Es ist heute weniger als je nötig, daß ein deutscher Geist für sein Volk schreibt — daß er für sein Volk lebt. Gerade niedergehende Völker kommen manchmal zu größten Menschen. Es ist der Gegensatz zur Zeit und zur Menge, die ihre Entfaltung begünstigt. Die Deutschen haben bereits einen Nietzsche. Wo er auch nicht Erfüllender ist, immer bleibt er Niederreißer und Vorbereiter von einzig-

artiger Tragweite. Wenn ihn die Deutschen nicht annehmen wollen, wird er anderen Völkern — vielleicht auch anderen Rassen — umso willkommener sein. Schöpferische Menschen seines Schlages überleben gerne ihr Volk.

* * *

Ich bin nun ordentlich müde und abgespannt vor lauter Hinsehen und Hinhören auf den Verfall, den das reißende Vordringen des Intellektischen überall angerichtet hat. Nun überlasse ich mich umso restloser dem Frühligstag, der mit dünn verhängtem Himmel sich mir entgenbreitet. Ich denke, er wird mich wieder zu mir selber führen. Zuvor aber, den Stand der Dinge im Auge behaltend, nehme ich noch einem Ausspruch H. St. Chamberlain's auf und gebe ihm, ihn gleichsam der Zeit entgegenhaltend, meine eigene — vielleicht gegnerische Richtung: „Was mit dem Schwert in der Hand ausgefochten wird, ist das Wenigste; der wahre Kampf ist": der Kampf des Sinnenlebens gegen den Ideenkult — der Kampf der Gefühlswelt gegen die Tyrannei des Wissens und der Einsicht — der Kampf der Menschennatur gegen die Herrschaft des Intellekts.

Riva, im März 1911.

Das Muschellied / von Hugo Neugebauer.

Hat der Wind sich weit verflogen,
See, die werbend er geweckt,
in sich selbst zurückgebogen
wieder in den Schlaf gestreckt,

ist er durch die tausend Tore
zwischen Ding und Ding im Raum
lang enteilt und Aug und Ohre
ein Erinnern nur, ein Traum,

Muschel, von des Meeres Grunde
ausgeworfen auf den Strand,
wahrt im abendroten Munde
seiner Wellenliebe Pfand.

Ew'ge Liebe, windgeschworen,
klingt wie bittern Meeres Hohn
als ein Traum in Muschelohren
leis erschwellend, Ton auf Ton. —

Muschel, Mund und Ohr im Bunde,
tiefer Stille Wunderlaut,
Abglanz jener Abendstunde,
deinem bleichen Schmelz vertraut,

wenn ich sinnend dich betrachte,
blutet auf in mir der Tag,
da auch mir die Welle lachte,
Meeresherzens Donnerschlag;

wenn, den Odem angehalten,
ich zu deinem neig das Ohr,
wachen auf die Seegewalten,
die das Lied des Sturms beschwor,

als an ihres dunkelm Runde
meines Auges Blicken hing,
Meer und Himmel uns im Bunde
wie dein Haus den Traum umfing!

Spätsaat / von Hans Kiene.

(Schluß)

Wieder stieg mit sachten Schritten der Herbst vom Duron herauf übers Fassajoch und über die schwarze Schneide der Palaccia. Rostbraun färbte er das Almgras, erst an den Südhängen, dann überall. Arnika stand schon verbleicht in den Wiesen und ihre zarten Blätter trug der Wind davon. Eingetrocknet war der sammtigrote Kopf der Brünelle, Enzian kroch dürr und verschrumpft über den Boden und im Rhododendrongestrüpp glühten spärliche späte Blüten auf mißfarbnem Laub.

Unten an den Talflanken war's noch nicht so weit. Im Gartel des Kofelhofes wiegte noch eitel sich der feingefiederte Mohn in allen Farben, Astern und Georginen trugen ihre reichentfalteten Kronen, vom Söller und aus jedem Fenster lugte brennende Lieb', quollen in dichten Buschen die blühenden Nelken. Leise erzählten diese Blumen von einem mitleidigen Wesen, das sie betreut und pflegt und den sengenden Sonnenbrand mit frischem Bergwasser kühlt. „Deshalb gedeihen wir noch so schön!" nickten die Blumen „für sie! Denn auch sie trägt die brennende Lieb' im Herzen!"

Seit einiger Zeit arbeitete Veronika nichts mehr. Martin verbot ihr das Arbeiten. Nur mehr ihre Blumen goß sie, sonst rührte sie nichts an im ganzen Haushalt. Sie aß auch nicht mehr mit den Leuten, sie aß in der guten Stube drinnen, kräftigere Kost, mittags Fleisch und abends Fleisch, und manches Hendel aus der Steige. Doktor Moroder hatte es so angeschafft.

Stuffleser fand Tag und Nacht keine Ruh'. Schritt durch die Stuben, aus der Stub' in die Kuchel, in den Stall, ging über die Felder, zerstreut, als suche er etwas, das er nicht finden konnte, und kehrte immer wieder zu seinem Weib zurück, welches in der Kammer saß und strickte.

Der Arzt kam jeden zweiten Tag herauf.

Martins Unruhe wurde unerträglich.

„Wird's ein Bub? Wird's ein Bub?" frug er beständig.

„Wenn 's aber kein Bub wird, wenn 's keiner wird — dann Herrgott — —!"

„Laß den Herrgott aus dem Spiel, du heilige Ungeduld du! Kannst es denn gar nicht erwarten? Verschrei' es nur nicht! Am besten überhaupt wär's, du gingest auf die Alm hinauf! Deine Leut' sind ohnehin oben bei der Mahd und das Vieh muß auch bald abgetrieben werden. Geh' nur hinauf, hast zu tun genug oben! Wenn's Zeit ist, werd' ich dich schon holen lassen!"

Moroder hatte Recht. Weggehen war das Beste! So bekäme er seine unausstehliche Ungeduld am Besten los; wenigstens litten die Andern nicht darunter. Bevor er aber ging, beauftragte er heimlich den Meßner, so lange bunte Kerzen vor dem Altar der unbefleckten Empfängnis zu brennen, bis Alles glücklich vorüber wäre.

*

Oben auf der Seiseralm mähten sie; der ganze Grund war in quadratische oder rechteckige Flächen zerteilt, heller oder dunkler grün, je nachdem, ob schon abgemäht war oder das Gras noch stand. Im Boden sah man Sensenstriche. Schmale, stehngelassene Grenzstreifen zwischen den einzelnen gemähten Parzellen kleidete das giftige Lila der Herbstzeitlosen. Allenthalb lagen schon Häufen gemähten Heus in Zeilen, hier rechente man zusammen, dort schlug man es schon in große Tücher ein und lieferte es in die Tennen. Die Hüter trieben mit vieler Müh' das Galtvieh zupaaren, auch manche kecke Gais, die sich verstiegen hatte, mußten sie von den Schroffen des Plattkofels oder aus den brüchigen Lammern der Roßzähne herabholen.

Neun Tage brachte Martin so zu; zehn Tage; elf.

Seine Unruhe wuchs von Tag zu Tag.

Er mied die Gesellschaft der Mähder und Senndirnen, die abends vergnügt ums Feuer saßen, Zither schlugen, tanzten und sangen; ging hinaus in die laue Sternennacht, bestieg den äußersten Bühel seiner Alm, wo das Wetterkreuz steht, und blickte baarhaupt und sorgenvoll hinüber gegen Sorafreïna und zum Mont de Soura; dort unten lag der Kofelhof!

Am zwölften Tag war's drückend schwül.

Heut' kommt ein Wetter! Südwind geht!

Gewitter sind selten um diese späte Jahreszeit.

Aber es kommt! Schau' nur, wie sich's zusammenzieht über Roterd und am Molignon! Wie's aufsteigt aus dem Kessel von Antermoja! Pechschwarz ballen sich die Wolken, wie Riesenfäuste! Gleich wird es da sein!

Martin gab kurze, barsche Befehle; die letzten Bündel Heu müssen noch herein!

Da war's schon! Und wie's kam! Ganze Bäche goß es vom Himmel, es blitzte grell und donnerte, Schlag auf Schlag!

„Der hat gezündet! Man hört's am Krach! Nicht gar weit weg muß es gewesen sein!" sagte einer der Knechte.

Martin schauderte.

Wieder rollte der Donner, so laut und fürchterlich, daß die Grundbalken der Hütte bebten.

Dann war's für einen Augenblick stille.

Draußen klopfte jemand mit einem Stocke heftig ans Tor. „Ist der Bauer da?"

Man öffnete.

Es war der Botenbub' vom Dorf; platschnaß war er und keuchte.

„Was willst du von mir?" frug Martin und schien nicht mehr er selbst.

„G'schwind, hat der Dokter g'sagt, sollts heimkommen, Bauer; aber flink!" rief der Bote.

„Bei dem Guß?" warf einer der Leute ein.

„Was ist's?" stieß Martin hervor und packte den Burschen beim Arm. „Ein Bub? Sag's g'schwind!"

„Sel woas i net, sel hat mir der Dokter net g'sagt; aber i glab, 's ist nix! No nix!"

Einige drinnen lachten.

Martin warf ihnen einen strengen Blick zu.

Dann rannte er über die Wiese.

Es regnete noch ziemlich stark.

Als er beim Zallingerkirchl vorbeikam, warf er sich auf's Knie und betete ein Vaterunser.

Dann ging, nein, rannte er weiter; über die Rimeralm, durch den Confinboden. Über und über war er mit Letten bespritzt, naß bis auf die Haut. Was macht's?

Der Wald hört nimmer auf!

— Doch! — Endlich!

Da ist er schon am Tervellabach, wo seine Felder beginnen! Dort drüben liegt der Hof!

Moroder kommt dem Atemlosen entgegengelaufen und schüttelt ihm die Hand. „So rennen, Martin! Bedenk', bist ja kein Zwanziger mehr!"

„Sag', red' schnell! Ist's vorüber? Ein Mädel? Ein Bub?" —

„— Ein Bub!"

„Ein Bub!" rief Martin mit einem erlösenden Seufzer und breitete die Arme zum Himmel. „Ein Bub! — Herrgott, ein Bub!"

Dann schlich er auf den Zehenspitzen in Veronikas Kammer.

Regungslos, bleich, wie eine Wachsfigur, lag sein Weib da.

Daneben saß die Hebamme und hatte einen gesunden, kräftigen Knaben auf dem Schoß.

Martin Stuffleser schloß das zarte Geschöpf in seine Arme, bebend vor Freude, und trug es auf den Söller hinaus.

Wie betäubt sah er eine Weile in die Runde.

Schnell, wie 's genaht, hatte sich das Gewitter verzogen. Jetzt stand's drüben über Villnös. Fern grollte noch der Donner. Hart geballte, weiße Wolken hingen nieder in den Runsen des Sas long, wie schwere, sehnsüchtige Brüste des Himmels. Leichtatmig, ozongeschwängert floß die Luft. Und sieghaft drang die Sonne wieder durch; in langen, breiten Strahlen drang sie aus einem feurigen Wolkentor und spannte sich übers Firmament wie die Saiten einer goldnen Harfe. In ihnen griffen des Allmächtigen weise Hände die Melodie des Erdenfriedens: Von Cisles bis übers Tal hinüber zum Piz Gralba im Sellakamme brückte sich ein wunderbarer Regenbogen. Ringsum flüsterte es, wie die dürstende Erde das labende Naß einsog, und an

jedem Gräslein, in jedem Blumenkelch funkelte in tausend Farben das kryſtallhelle Bild der Sonne, in Perlen, die aus dem Szepter Gottes gefallen ſchienen.

Martin Stuffleſer weinte vor Wonne.

Er hob den langerſehnten Sprößling in die Höh', geradewegs in die Sonne hinein, die blendend über die Almhänge herabrann.

Und rief: „Da, junger Erdenbürger, ſchau' dir deine Heimat an, wie ſchön ſie iſt!"

Dann ging er hinein und küßte ſein Weib, das eben aus einer tiefen Ohnmacht zu ſich gekommen war, und legte das Knäblein ihr an den Buſen.

Zwanzig bunte Kerzen aber brannten Tags darauf vor dem Altar der unbefleckten Empfängnis.

Auguſt / von Ludwig Seifert.

O Seligkeit, von allem fern zu ſein,
Von allem, was uns quält und was wir lieben!
Die blauen Himmelstiefen ſind geblieben . . .
Sonſt alles fremd. Ich bin allein. —

O Sommerluſt, ſo ganz ſich hinzugeben
Der kühlen Welle und dem milden Licht,
Am Strand, wo ſich der Werke Lärmen bricht,
Des Sommers großen Feierabend zu erleben.

Wie innig-koſend wiegt die fremde Welle —
O wie der Sehnſucht dumpfe Laſten fielen!
Der Stille Atem küßt die Spur der vielen
Durchweinten Nächte mir von meiner Seele.

Bald iſt es mir, als ſei mein ganzes Sein
Nur eins mit der Fontäne Glitzer-Stern:
Jenſeits kein Wiſſen, keine Frage — fern
Nur eine Silber-Stimme kühl und fein.

Grotesken / von Bernhard Jülg.

(Aus einem unveröffentlichen Band „Grotesken".)

Der Piccolo.

Lang nach Mitternacht liegen endlich die Kaffeehäuser wie große schläfrige Tiere in den Häuserreihen und stieren trüb auf die Gasse hinaus. Vom Lichterglanz sind einige herabgeschraubte Flammen übrig geblieben. Die Stühle stehen geordnet auf den Tischen. Die Fensterscheiben sind oben etwas geöffnet und die Nachtluft weht kühl und feucht herein. Dann raschelt es bei den Kehrichthaufen in den Ecken und ein Fetzen Papier löst sich ab und irrt wie lebend über den grauen Fußboden.

In gewissen feuchtwarmen Nächten regt es sich seltsam in diesem Kehricht. Er sieht aus wie faulendes üppiges Erdreich. Vielleicht ist der schale Rest einer Ananasbowle hingegossen worden. Da wächst wie ein Pilz etwas Weißes aus dem Unrat, käsige hagere Glieder sprießen empor, bleiche, viel zu weiche Glieder eines zehnjährigen Kindes, dessen Schädel zu groß ist und dessen Gesicht etwas greisenhaftes hat. Im ersten Morgengrauen steht das Wesen da, die Füße im Schmutz, die Arme schlaff wie nasse Stricke, die Augen blöd ins Leere gerichtet. Dann wird es Tag. Das Ding wird in einen Frack gesteckt und belebt sich.

Es ist ein Piccolo.

Sein Dasein dauert vier, fünf Jahre, während welcher er eckige lächerliche Verbeugungen macht, sich zwischen den Tischen herumtreibt, im Hintergrund unter Haufen von schmutzigen Abwischtüchern verschwindet oder vor Fußtritten und Rippenstößen auskneift.

Das Ende dieser Zeit ist schicksalsschwerer für ihn. Entweder wird er noch schwächer und noch bläßer und dann faßt ihn endlich irgend eine trübe Welle und schwemmt ihn hinweg. Oder er wird fester und stärker, streckt sich, bekommt straffe Züge und einen roten Mund und rettet sich in ein andres, glänzendes Leben hinüber: in das Leben jener schlanken eleganten Herrn, welche mit einer blinkenden Last von Gläsern und Tassen geschmeidig zwischen den Tischen lavieren

und welche von den Frauen in Seidenkleidern angelächelt werden, wenn sie schön sind.

* * *

Zur Zeit, da die wunderschöne Miranda als Kassierin aufgenommen wurde, hatte Hans, der Piccolo, sein gefährliches Alter schon fast glücklich überwunden. Er war ein schlanker fünfzehnjähriger Junge, mit einem etwas herben, hübschen Knabengesicht. Seine Augen waren seltsam hellblau und schauten fest und klar. Sein schwarzes Haar war glatt frisiert, links gescheitelt und fiel ein wenig über die rechte Schläfe.

Wenn das Café sehr voll war, durfte er schon Bestellungen entgegennehmen. Manchmal durfte er selbst servieren und dann wurden seine Wangen ganz rot vor Freude. Hie und da, wenn einer seiner älteren Kameraden einer schönen Frau in den Mantel half, stellte er sich daneben und hielt wartend ihren Muff oder ihren Pelz in der Hand und überreichte ihn dann mit einer Verbeugung wie ein kleiner Prinz. Er lächelte dabei; das durfte er ja, er war noch fast ein Kind. Und die Frau schaute ihn wohl etwas zu lange an, unter gesenkten Wimpern. Da rieselte immer etwas Warmes und Siegesfrohes durch seinen jungen Körper.

Und seit Miranda da war, schien ihm sein Glück vollendet.

Da saß sie in ihrer dunklen grausamen Schönheit, zwischen dem blitzenden Geschirr. Sie redete wenig und lächelte selten. Sie schrieb in ihr Buch oder schaute ruhig mit ihren Sammtaugen in das Café hinein. Auch Hans wurde manchmal von ihrem Blick gestreift. Da hätte er am liebsten vor Wonne Purzelbäume über alle Tische geschlagen. Aber er ballte nur die zitternde Hand in der Hosentasche und dachte, wie herrlich doch die Welt und das Leben waren.

Jetzt wußte er auch, warum es so süß gewesen war, bei den Damen zu stehen und ihnen den Pelz zu reichen. Er hatte in ihren kleinen Reizen Mirandas Schönheit geahnt. Es war ihm, als hätte er sich immer nach ihr gesehnt. Und jetzt war sie da. Gott, welches Glück!

Hans lächelte jetzt die Frauen im Café seltsam frech an, was ihm noch gut stand. Sein triumphierender Gedanke war dabei immer:

Miranda ist tausendmal schöner als ihr! Hie und da verstellte er mit einer kleinen spitzbübischen Fußbewegung die kleinen Galoschen unter den Kleiderständern. — Und er freute sich innig, wenn dann die Betroffenen hastig suchten, und er dachte an Mirandas stolze Ruhe. Manchmal geschah es wohl, daß er, beinah ohne zu wollen, an einem Pfeiler lehnte und ganz versunken zu ihr hinüberschaute und auf alles andre vergaß. Dann stand plötzlich der große blonde Ober vor ihm, stieß ihm unter die Rippen und zischte: „Marsch, du Lausbub, fauler." Und er schreckte auf und rannte ziellos irgendwohin ins Café hinein.

Miranda bemerkte wohl mit Genugtuung die stumme Anbetung des Fünfzehnjährigen. Aber es ärgerte sie, daß er so wunschlos glücklich dabei war, daß er so gar nichts verlangte. Nicht, daß sie ihn liebte. Sie war des großen Blonden halber ins Caféhaus gekommen, der mit glühendem Verlangen um sie geworben hatte und dem sie nicht widerstanden war. Aber es hätte sie gefreut, wenn der Junge hündisch um sie herumgeschlichen wäre, wenn sie ihn hätte höhnisch und grausam von sich stoßen können.

So mußte sie sich begnügen, ihn hie und da mit einem Blick von oben bis unten zu streicheln wie mit einer Katzenpfote. Dies bot ihr mancherlei Befriedigung: erstens verwirrte sie jedesmal den Knaben maßlos; dann machte sie dadurch den großen Blonden auf ihn eifersüchtig. Sie wußte, wie gewalttätig der war. Der streckte schon seine große harte Faust vor, so oft er den Hans nur von weitem kommen sah.

Das wolkenlose Glück des Jungen war indes wirklich getrübt. Er wurde ungeschickt und scheu. Er verdiente beinah schon die Püffe. Und er litt nun. Aber was bedeuteten ihm diese kleinen Leiden gegen das ungeheure Glück, Miranda fortwährend sehen zu dürfen, ihre ruhige dunkle Stimme zu hören, von ihren weichen Augen manchmal angeschaut zu werden. —

Gott, waren diese Augen gefährlich!

Eines Abends, als ziemlich viele Leute da waren und ihm ausnahmsweise eine große Platte mit Fruchteis anvertraut wurde, fühlte er diese Augen auf sich gerichtet. Er wandte sich vom Anrichttische

weg und steuerte ins Caféhaus hinein. Und immer diese Augen im Rücken — —.

„Gott, wenn ich nur nicht schwindlig werde" — dachte er fortwährend. „Wenn ich nur bis unter den großen Kronleuchter komme; wie viele Lichter heute brennen . . ." Da sauste der Blonde an ihm vorüber, Miranda hatte ihn mit ihrer tiefen Glockenstimme gerufen. War er an ihm angestoßen? Wurden die Lichter dort oben plötzlich so wankend und verschwommen? Er wußte es nicht. Aber als er unter dem Kronleuchter angekommen war, wurde sein Arm unsicher, die Platte entglitt ihm und stürzte klirrend zu Boden.

Alles drehte sich um ihn. Er glaubte, der Luster wäre ihm auf den Kopf gefallen. Etwas später fühlte er, wie man ihn furchtbar prügelte und hörte eine Stimme sagen, daß er auf Monate hinaus keinen Kreuzer mehr für sich behalten dürfe. Es fiel ihm ein, daß er dann nicht mehr heimlich seine Blume zu ihren Blumen in die Vase stecken konnte, die immer vor ihr auf dem Anrichttisch stand. Da stieg ihm ein heißer Schmerz auf und seine Augen füllten sich mit Tränen.

Die Tränen fielen in den Trog mit Abspülwasser, vor dem er zur Strafe stand und die Tassen auswusch.

* * *

Nach einiger Zeit bekam er einen winzigen Raum zum Schlafen, hart neben Mirandas Kammer. Nun mußte er erfahren, wie es mit dem großen Blonden und Miranda stand. Er mußte hören, wie der Mann durch die Tür nebenan schlich und wie sie dann miteinander flüsterten.

Da geschah es, daß Hans oft lang, lang unter der Decke weinen mußte. Er sah dann am Morgen sehr blaß aus, und seine Augen leuchteten unheimlich wie blaues Feuer, wenn er den Blonden sah.

Eines Nachts hörte er Miranda lachend sagen: „Wie du den Kleinen wieder geprügelt hast! Es ist wirklich lustig zu sehen, wie du dann vor Wut und Eifersucht rot wirst und er vor Scham und Schmerz."

Hans weinte schon gar nicht mehr. Er lag lang mit wachen fiebernden Augen da und wenn ihn dann die Müdigkeit übermannte, schlief er einen kurzen dumpfen Schlaf, die wenigen Stunden hindurch, die ihm bis zur Dämmerung blieben.

Und nun kam es vor, daß er sich oft von Franz, dem Blonden, absichtlich schlagen ließ.

* * *

In der Küche war die kleine Marie angestellt. Sie war vielleicht elf oder zwölf. In früherer Zeit, als Hans noch lustig war, hatte er ihr oft, wenn er in die Küche kam, Spaß vorgemacht, kleine Kunststücke und so. Hans war ihr bald das Hellste und Schönste in ihrem kleinen grauen Leben geworden. Wenn sie abends zur kranken Mutter und dem betrunkenen Vater zurückkehrte und dort nichts Gutes hatte, tröstete sie sich oft damit, daß Hans ihr morgen vielleicht etwas Lustiges vormachen würde. Aber das hatte er schon lang nicht mehr getan. Jetzt schimpfte er immer bloß und klagte, daß er Pech habe.

Als er einmal wieder „Pech gehabt hatte" und sich draußen auf der Stiege abbürstete, ging die kleine Marie hinaus und streichelte ihm langsam über den Arm und sagte: „Mach dir nichts draus, Hans, mach dir nichts draus." Und als er sich dann etwas auf sie stützte und gedankenlos irgendwohin starrte — kam plötzlich ein solches Weh über die kleine Marie und zugleich etwas so Süßes, daß sie sich nicht fassen konnte und ihr die Tränen kamen und sie die Arme um seinen Hals schlang und schluchzte: „Ach Hans, ich hab dich so lieb, ich hab dich so lieb . ."

Hans ließ die Augen an derselben Stelle hängen und streichelte sie bloß über den Scheitel: „Ja, ja, kleine Marie . ." Als sie sich gar nicht trösten konnte und weinte, beugte er sich zu ihrem Mund herab und gab ihr einen Kuß. Dann faßte er sie bei der Hand und endlich wurde sie ruhiger und ruhiger. Und die beiden Kinder standen eine Weile da, auf der halbdunklen Stiege, Hand in Hand, schweigend, wie unter etwas Schwerem. Dann schob Hans die kleine Marie sanft zur Seite und ging ins Kaffeehaus hinein.

Die kleine Marie bekam oft von der Köchin etwas zum Essen geschenkt. Dann teilte sie es immer mit Hans. „Da, Hans", sagte sie, wenn er in die Küche kam. Er nahm es gerne, denn er war jetzt immer so furchtbar hungrig. Einmal sagte er zu ihr: „Schenkt dir das wirklich alles die Köchin? Hast du nicht den Mut, heimlich was aus dem Korb zu nehmen?" „Hans" — machte die kleine Marie mit großen Augen — „das wäre ja stehlen!" Und Hans dachte beschämt, wie er oft eine Bäckerei vom Aufsatz stibitzte.

Am selben Tag sagte Miranda so, daß es Hans hörte: „Gott, wie mich diese kleine Marie in ihren Lumpen ärgert. Wahrscheinlich stiehlt sie auch. Du Hans, geh hinauf zum Direktor und sag ihm, daß die kleine Marie zwei Silberlöffel gestohlen hat und daß er besser tut, sie zu jagen. —"

Und Hans ging hinauf, ohne ein Wort zu erwidern.

„Herr Direktor", sagte er, „die kleine Marie ist eine Diebin. Das Fräulein Miranda läßt sagen, die kleine Marie sollte entlassen werden."

* * *

Eines Nachts kam Miranda zu Hans in seine Kammer und gab ihm einen Bund Nachschlüssel und sagte leise: „Du Hans, schleich dich hinunter und hol mir die Kassa herauf." Hans stand zitternd da, ratlos; nicht wegen des Auftrages, aber weil sie so nahe vor ihm stand und weil er ihren Atem leise in sein Gesicht wehen spürte und weil sie ihn so weich und voll ansah. — „Gehst du nicht für mich hinunter, kleiner Hans?" sagte sie nochmals und kam seinem Mund so nahe, daß es beinah wie ein Kuß war.

Da blitzte es in seinen Augen glücklich auf und er nickte lustig und schlich auf bloßen Füßen davon.

Nach einer halben Stunde kam er mit der Tageskassa herauf. Miranda wartete auf ihn, nahm sie in Empfang und sagte: „Du bist aber schlau" und ging fort.

In dieser Nacht fühlte zwar Hans einen seltsamen Druck auf der Brust, aber er schlief beinahe glücklich ein.

Am nächsten Morgen waren Miranda, der große Blonde und die Kassa verschwunden.

* * *

An diesem Tag ging Hans in dumpfem, klaglosem Schmerz herum. Nachmittags, als sein Blick wieder einmal auf Mirandas Platz fiel und er dort noch das welke Blumensträußchen von gestern sah, bekam er einen Weinkrampf, aus dem ihn weder Fragen noch Schelte noch Schläge retteten. Er mußte hinaufgebracht werden. Oben lag er einsam den ganzen Abend und stöhnte nur. Gegen Mitternacht kam er herunter, nur um ihren Sitz hinter dem Anrichttisch zu sehen. Das Haus war schon fast leer. Um etwas zu tun, nahm er einen Besen und kehrte den Unrat in die Ecken zusammen. Er blieb lang vor einem Haufen stehen und starrte hin — und ihm wurde ganz seltsam leicht. Dann ging er wieder hinauf und oben packte es ihn wieder furchtbar. Als langsam der Krampf nachließ, mußte er wieder an den Kehrichthaufen denken. Und er wußte nicht wie, es lockte und lockte ihn hinunter. Er mußte aufstehen, ging zur Tür hinaus, über die dunkle Treppe hinunter, ins leere Kaffeehaus hinein.

Die Lampen waren fast alle ausgelöscht, nur zwei brannten heruntergeschraubt. Im Kehricht raschelte es, weil die Nachtluft hereinwehte. Und Hans, unwiderstehlich angezogen, legte sich auf den Haufen in der Ecke. Eine große Müdigkeit überfiel ihn, die Sehnsucht in irgend etwas Weichem, Tiefem ganz, ganz zu versinken. Es wurde ihm beinah wohl. Franz, die kleine Marie, das Kaffeehaus traten in weite Fernen zurück. Miranda war nur mehr die schwache Ahnung, die ihn einmal immer überrieselt hatte, wenn er sich vor den schönen Frauen verbeugen mußte. Und so wie seine Herzensqualen von ihm abfielen wie welke Blätter, so fühlte er auch seinen Körper leicht werden, leicht und weich, wie zerfließend. Nach und nach spürte er überhaupt nichts mehr.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In diesen Stunden vor der Dämmerung, da die Nacht am tiefsten und stillsten ist, schrumpfte das Bündel von Kleidern und Gliedern auf dem Kehricht immer mehr zusammen. Wenn die Zugluft

darüber strich, flatterte ein Stück Tuch auf, fiel zurück und versank jedesmal etwas tiefer.

Als das trübe Morgengrauen der Städte hereinkroch, war nur mehr ein Kehrichthaufen etwas größer als die andern.

Die Teuerung.

An einem Märzabend, vor der Dämmerung, standen auf einem kleinen Platz hinter der Kirche einige Männer. Das dunkle Gemäuer mit den großen blinden Bogenfenstern hinter staubigen Eisengittern reckte sich an ihnen vorbei in den violblauen Himmel hinauf.

Droben mußte der Föhn wehen, denn es war warm.

Die Männer rauchten schweigend und warteten.

„Der kleine Jugla ist gestorben" — sagte einer. Ein andrer nahm die Pfeife aus dem Mund und fragte: „Wie frisch?"

„Höchstens neun Monate, ja, acht oder neun."

Durch die kleine offene Sakristeitüre drangen hie und da Orgeltöne und Gesang, manchmal schwamm eine Welle Weihrauchduft heraus.

„Das ist das Totenamt für den kleinen Jugla."

„Unsinn, den hat der Alte schon heute früh weggelegt, hab ich gehört. Das drinnen ist die Hochzeit Judiths mit dem Grafen."

„So spät?" — wunderte sich ein junger Mann, der an einem Pfeiler lehnte, und verschwand in der Türe, weil er die junge weiße Braut sehen wollte.

Von weitem knarrte ein Wagen.

„Jetzt kommt er" — sagte einer von den Männern.

„Ich höre aber Hufschlag und sonst ist es doch immer ein Handwagen —".

„Heute hat er auch die Alten für die Anatomie."

Dann kamen hinter den Häusern ein paar Frauen heraus. Die gingen eilig über den Platz, ohne zu grüßen. Eine aber wendete sich und schaute lang mit entsetzten Augen auf die Männer. Ganz langsam drehte sie sich um und ging hinter die nächste Ecke.

Man hörte einen gellenden Schrei.

Gleich darauf kam der Wagen auf den Platz.

Er war ganz mit schmalen länglichen Kisten beladen; viele waren klein und kurz. Es waren auch braune Kartoffelsäcke dazwischen. Das Pferd war hoch und stark und so großhufig. Ein kleiner grauer Mann mit zwei listigen schwarzen Augen führte das Tier am Halfter. Bei der Kirche, vor den Männern, hielt er und lud die kleinen Kisten und die Kartoffelsäcke ab.

In einer Kiste lag auch der kleine Jugla. In den Säcken staken Kartoffeln, aber auch Kinderköpfe und abgehackte käsige Glieder.

Aus der Sakristei trat ein hübscher blonder Ministrantenjunge — er hatte einen Talar an, der ganz mit weißem Wachs bespritzt war und ihm etwas bis unter die Kniee reichte. Drüber trug er ein kurzes schimmerndes Spitzenhemd mit breitem roten Kragen; in der Hand hielt er ein Weihrauchgefäß und begann es im Kreise zu schwingen, damit die Kohlen entfachten. — Er wurde ganz rot vor Anstrengung und als die helle Flamme aufschlug, hielt er inne und trat an den Wagen heran. Aus einem Sarg aber sickerte es schleimig und gelb und fiel zischend in das Kohlenbecken.

Die Männer schauten von ihrem Handeln und Abwiegen auf und der Alte hob den Arm und fluchte: „... daß dich .."

Und der Junge lachte und lief in die Kirche hinein.

Einige wollten schon gehen und jeder trug eine Kiste oder einen Sack unter dem Arm.

Da stürzte jene Frau, die entsetzt geschaut und dann geschrieen hatte, hervor und zerrte an ihrem Mann und geberdete sich wie wild und rief und rief:

„Ich kann es nicht mehr und ich will es nicht, und wenn ich verhungern müßte. Ich will keine Säuglinge mehr braten und essen — es ist ein schmutziger Handel — und wenn es auch noch so wenig kostet. Du Geizhals — und dann gibt es auch Pferdefleisch — Pferdefleisch —"

So schrie sie und riß ihn mit sich fort, und hinter den Häusern wurde das Geschrei lauter und andre und dann viele Stimmen

mischten sich mit — es brauste wie ein Tumult, dumpf und heller, schwellend und sinkend, und immer wieder gellte es: „Kinderleichen ... Pferdefleisch" ..

Im Westen flammte eine Wolke, von einem fernen Sonnenstrahl entzündet, rot auf.

Die Tore der Kirche öffneten sich weit. Zuerst drang eine Wolke von Weihrauch und Orgeltönen in den Abend hinaus — dann erschien der Hochzeitszug Judiths mit dem Grafen.

Brixner Chronik VII. (Die Dynastie.)

In der Gemeindeordnung vom 9. Jänner 1866 findet sich der Ausdruck nicht. Doch das tut wenig zur Sache. Das zitierte Gesetz ist ohnedies sehr lückenhaft und weiß von einer Menge von Dingen nichts, von denen ein passiver Bürger und Steuerzahler manchesmal sehr wohl weiß oder wissen muß.

Jede Dynastie hat ein Oberhaupt, das reden darf und von Zeit zu Zeit auch zum Denken ausersehen ist, sei es nun, daß der Erfolg in negativem oder in positivem Sinne eintritt.

Das Auge des Herrschers wird, dem natürlichen Hange der Dinge gemäß, zunächst auf jenen ruhen, die seinem Throne näher stehen, und zwar infolge leiblicher oder geistiger Zugehörigkeit. Der Tyrann kann hiebei schlau oder weniger schlau vorgehen, er kann seine Geschäfte offen oder heimlich betreiben, das richtet sich ganz nach der Ergebenheit seiner Untertanen.

Soll ich hier ganze Kapitel aus dem Staatsrecht niederschreiben? Es wäre überflüssig, es stimmt alles genau im vorliegenden Falle. Otto der Große, Bürgerkönig von Brixen, hat sich seine Tyrannis so wunderschön zurecht gezimmert, daß man seine wahre Freude dran haben konnte; und dabei hatte er fast keine Freunde, von einzelnen Bedürftigen abgesehen.

Nun aber zeigen sich einige Symptome, die mir bedenklich erscheinen. Nur ein paar Erscheinungen aus der Ereignisse Flucht seien hier gegeben. In einer Beziehung führte man sich zu — anständig auf. (Um Mißverständnissen vorzubeugen: in dem Wort liegt keine Ironie.) Der Fall ist so: Vor einiger Zeit wurde hier die Stelle des Gemeindearztes frei. Nun zählt die Dynastie unter ihren eigenen Angehörigen mehrere Männer, die selber doctores universae medicinae sind. Und trotz alledem, es wurde ein Fremder berufen.

(gez. von Max v. Esterle.)

Bildhauer Othmar Zeiller.

Das scheint mir ungerecht. Von allem anderen abgesehen, ganz Brixen hat sich darauf gefreut, ein Mitglied des Herrscherhauses als Arzt der Gemeinde und in späteren Tagen als Primarius des Spitals begrüßen zu dürfen. Die Vereinigung der Wasser-Heilanstalt und der Leitung des städtischen Sanatoriums in einer Hand wäre auch vom wirtschaftlichen Standpunkte aus nur zu befürworten gewesen. Nun aber hat man das Publikum um seine circenses gebracht, und das Publikum hat doch ein Recht darauf, zumal es in dieser Beziehung so verwöhnt worden ist. — Zudem, da laut amtlicher Beglaubigung die Verwaltung von dem Grundsatze geleitet ist, ceteris paribus gebe die politische Gesinnung den Ausschlag, ist diese Berufung eines extraneus unverständlich. Da unter diesen Umständen die heimischen Bewerber zurückstehen mußten, gewinnt die Überzeugung Raum, es sei der Auserlesene immerhin als gut christlichsozial beglaubigt. Trotzdem denke ich, in letzter Linie sollte die Sippschaft für den Entschluß bestimmend sein.

Unter den gegebenen Umständen dürfte es nicht zweckmäßig sein, jetzt am Ende den Bescheidenen spielen zu wollen.

Herr Dr. Otto v. Guggenberg ist eine Geßmännchennatur. Ein Luegerchen dazu. Er traut sich manchmal nicht recht vor. An exponiertere Posten sendet er gerne seine Untergebenen, und so mußte sein Bruder Athanas nach Wien — um jeden Preis.

Und da gewann es wiederum den Anschein, als schickten sich die Untertanen zu einer Revolte an. Ein paar Unzufriedene wollten nicht mehr mittun und machten sich die schändlich heimtückische Institution des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes zu Nutze. Und es gelang ihnen tatsächlich, den Bruder des Herrschers in eine arge Bedrängnis zu bringen. Aber der liebe Gott hat noch zur rechten Zeit geholfen, indem er selbst mit Hand anlegte und eine Majorität von 33 Stimmen schuf.

Die Widersacher jedoch gaben in ihrer törichten Vermessenheit noch immer keine Ruhe. Ihre Vertrauensmänner trafen sich an einem geheimen Orte und sandten eine „offene Aussprache in ernster Stunde" unter das Volk der Unzufriedenen. Ich muß mich auf die Seite des Bedrängten stellen.

Tiroler, wohin ist „Treu und echte Art" geflohn?

Herr Athanas von Guggenberg muß nach Wien, um an der Stelle zu arbeiten, wo ein Geßmann, Weiskirchner, Lichtenstein, ein Pattai und die vielen andern Edlen fehlen! Herr Athanas ist der Mann, der Oesterreich aus dem Sumpf der Untätigkeit reißen wird!

Herr Athanas ist der Held, dessen Energie, Arbeitseifer und Tatkraft all das zu vollbringen geeignet ist, was in den Nummern 55, 56, 57 ff XXIV. Jahrgang der „Brixner Chronik" zu lesen steht. (Ich muß den Leser um Entschuldigung bitten; ich hätte ihn mit dem letzten Satz beinahe auf eine falsche Bahn gelenkt: die zitierten Nummern enthalten das Verzeichnis jener Taten, welche Herr Athanas von Guggenberg bereits in seiner verflossenen Legislaturperiode begangen hat.

Inhaltlich ist somit diese liberale Aussprache in ernster Stunde vollkommen unhaltbar. Aber auch in der Form wäre so manches auszusetzen. Man stellte unter anderem die sehr rüde Behauptung auf, das Mandat sei erschwindelt und trat an den Abgeordneten mit dem Ansinnen heran, die teuer erkaufte Würde niederzulegen, indem man an seine Offiziersehre appellierte. Ganz abgesehen von dem Nonsens, daß ein christlicher Mann sein Gewissen niemals mit einer solchen Sünde beladen würde, finde ich das Faktum dieses Appells an das k. und k. Ehrgefühl an sich schon für taktlos. Was hat übrigens eine Offiziersehre mit einer Abgeordnetenehre zu tun? Diese beiden Dinge haben doch gar nichts miteinander gemein und richten sich lediglich nach dem Bedarf. Und im vorliegenden Falle ist der General „i. P." und hat auf „Volksvertretung" umgesattelt. Einfacher können die Verhältnisse gar nicht mehr liegen.

Der Herr Abgeordnete Athanas von Guggenberg wird auf diese höchst unnötige Anflegelei auch sicher die richtige Antwort zur Hand haben — er wird bleiben. Hartmann.

Innsbrucker Kunstschau VII.

Thom. Walch. Porträt des Herrn Joh. Tob. Haid. Sehr ähnlich, sehr gut gezeichnet, sehr gut modelliert, sehr bewährt gemalt, sehr lebendig, sehr bieder — aber bei Gott, sonst nichts!

Toni Kirchmayr. Munding-Fassade. Wenn ein Affe auf ein Kameel steigt, um größer zu erscheinen, wenn man in den Hundstagen den Kanarienvogel auf den Gasofen stellt, damit der arme Ausländer nicht friert, wenn man auf Gletschern Eisfabriken errichtet, um Erfrischungen reichen zu können, wenn man in Innsbruck eine Glocke stiftet, um endlich läuten zu hören, wenn man seine Tennishose mit Tinte putzt, um einen Grasfleck zu entfernen, wenn man auf Reisen nur mit dem Nachtzuge fährt, um ihn nicht zu verschlafen, so ist dies alles nichts gegen die Idee, einem Konditor eine Zuckerbäcker-Fassade aufs Haus zu malen, nichts gegen diesen echt deutschen italienischen Salat, gegen diese Stabilisierung flüchtiger

Jahrmarktsüberraschungen. Dem Künstler ist zwar gutzuschreiben, daß er uns durch Bilder schon allmählich und gewissenhaft auf Schreckliches vorbereitete. Aber daß er uns auch gar nichts erspart, wovor wir uns in Angstträumen fürchten, nicht einmal eine Wiedergeburt der Renaissance, das wirkt doch noch unerwartet schmerzend. Eine Irrenhaus-Karyatide empfängt unseren Blick, wie ein Portier der Geschmackshölle. Während sie ihren Flügeln aus Pfauenschwanzfedern die Last des Gesimses überläßt, balanziert die Figur zwei Schüsseln mit versöhnlichen Leckerbissen. Der gemalte Bau erhebt sich über ihr üppig in die Mauerlüfte, Wappen verkünden, daß man sich in Tirol, ja genauer genommen in Innsbruck befinde, und weß' Lieferant man sei. In die Hausecke (wozu braucht jeder Mensch zu wissen, daß dort das Schlafzimmer ist?) hat der Meister ein gotisches Storchenpaar plaziert, das sich symbolisch, aber fürchterlich abmüht, aus einem Renaissance-Ornament zu entkommen. Anderes Lebe- und Lebkuchenzeug ist da und dort sinnvoll verstreut, und von der linken Dachecke schwebt eine Madonna hernieder, als sei sie eben auf ihrem gewöhnlichen Wege zum Nachmittagskakao. Der unterste Teil der Fassade ist stilgerecht mit Schokoladetafeln gequadert, die in Biedermeierschrift die Süßigkeiten aufzählen, über welche ein Zuckerbäcker notgedrungen verfügt. Oben, als Prachtstück, ist eine Loggia gemalt, auf der sich der Künstler an nicht unauffälliger Stelle selbst anzubringen versuchte. Er ist natürlich als Renaissance-Mensch, mit raffaelitischem Faltenwurf, Jabot und Spitzenmanschetten dargestellt, wie er sich gerade von zwei Damen derselben ungewissen Epoche vergeblich anhimmeln läßt. Folgerichtig raucht er dazu eine Virginier aus dem Cinquecento. Diesem von den Heimatschutzvereinen mit so viel Erfolg popularisierten Kothau vor dem Dagewesenen sieht aus einem Fenster der Kopf des Bestellers zu, ohne den entzückten Zuckerbäckerblick von all' den Herrlichkeiten abwenden zu können. Wir aber müssen mit dem Alpdruck zu Bett, daß er einmal leibhaftig zum wirklichen Fenster daneben heraussehen könnte und daß dann vor den zwei Köpfen die Bürger erschräken und Frauen mit Frühgeburten niederkämen.

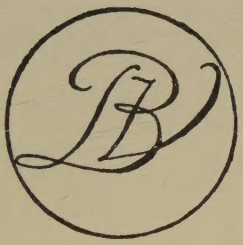
Benedikt.

TirolsKoryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)



Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 3·—).
Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.
Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.